

# ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ Februar 2014



Die jüdische Ungarin Eva Puztai am Vorabend des 72. Jahrestages der Wannsee-Konferenz in einem Zeitzeugengespräch mit Dr. Norbert Kampe - .Foto: Michael Haupt

## „Ich habe sie alle überlebt“

Von Gert Keil, Zeitzeuge

Im Haus der Wannseekonferenz hängen die 15 Portraits der Teilnehmer. Hier wurde am 20. Januar 1942 die Endlösung der Judenfrage beschlossen und die gleichsam industrielle Tötung der Juden in Gang gesetzt. Auf diese fünfzehn Männer bezog sich Eva Puztai mit ihrem Satz: „Ich habe sie alle überlebt“, und sie sagte das durchaus mit (einer gewissen) Schadenfreude.

Unter ihrem Mädchennamen Eva Fahidi wurde sie 1925 in Debrecen in Ungarn geboren. Sie wuchs behütet und geliebt in gutbürgerlichen Verhältnissen in einer großen jüdischen Familie in Ostungarn auf. 1944, Eva war gerade 18 Jahre alt, wurden 437 000 Juden von Ungarn nach Auschwitz deportiert. Von der engen Familie, 10 Verwandte, blieben zwei übrig. Sie und ihre Tante, eine Ärztin, die sich nach dem Krieg das Leben nahm, weil sie die Erinnerung nicht aushalten konnte. In Ungarn stießen die Nazis auf frucht- und furchtbaren Boden. Schon in den zwanziger

Jahren gab es hier einen ausgeprägten Antisemitismus, gespeist durch ein tiefes Ressentiment, weil im Friedensvertrag nach dem 1. Weltkrieg zwei Drittel des ungarischen Staatsgebiets anderen Ländern zugeschlagen wurden.

Eva Puztai erzählte ihre Geschichte im Gespräch mit Dr. Norbert Kampe, dem Leiter der Gedenkstätte Haus der Wannseekonferenz.

Inhalt	
„Ich habe sie alle überlebt“	1
Was sind Zeitzeugen?	2
Vor, mit und nach der Mauer	3
Alfred Lieball, Child Survivor	4
Glanz und Elend des DEFA-Films	5
Kindheit in der NS-Zeit	7
Berlin, Berlin!!!	8
Querschnitt einer Diktatur	10
	6
Gratulationen	10
Zeitzeugen gesucht	11
Veranstaltungen	11
In eigener Sache	12
Impressum	12

Wegen Überfüllung fand das Gespräch im Verdi-Bildungszentrum im Clara-Sahlberg-Haus statt. Viele Zuhörer waren gekommen, junge, alte, ganze Schulklassen. Und manche hörten mit faszinierter Bestürzung die Geschichte eines (sonderbaren) Lebens, das man sich heute kaum mehr vorstellen kann.

Mit 18 Jahren wurde Eva Puztai von ihrer Familie getrennt und nach Auschwitz deportiert. Achtzig Menschen in einem Viehwagen, drei Tage und drei Nächte, in Fünferkolonnen abgezählt. Vorsorglich wurden die 16-40jährigen aussortiert, da man sie zur Zwangsarbeit abkommandieren wollte.

Eva Puztai war 6 Wochen in Auschwitz, dann wurde sie zur Zwangsarbeit ins hessische Allendorf abkommandiert. Dort wurde sie in der Sprengstoffherstellung eingesetzt. Ganz ohne Schutzkleidung mischte sie den Sprengstoff zusammen und ihre Haut wurde gelb. „Dort kommen die Zitronen“, hörte sie auf der Straße. Als der Krieg sich dem Ende näherte und die 6. amerikanische Armee bereits vor den Toren von Allendorf stand, sollten die nahezu 1000 Zwangsarbeiter nach Osten deportiert werden, Eva war eine der letzten in einer langen Reihe. Sie schlich sich zurück in eine Scheune. Dort überlebte sie, viereinhalb Tage ohne Wasser und Nahrung. Wie andere Zwangsarbeiter auch hatte sie ohnehin ein Drittel ihres Körpergewichts verloren. Am 28. März 1945 wurde sie von der sechsten Armee befreit. Nach Ungarn wollte sie nicht sofort, weil dort die Russen waren. Aber von den Deutschen wollte sie auch nichts wissen.

Jetzt strahlt sie fast eine heitere Gelassenheit aus. Man hat den Eindruck, sie sei mit sich im Reinen und lebte in Übereinstimmung mit sich selbst. Es war ein Leben auf der Grenze. Zunächst nur aufs Durchkommen angelegt. Ein Leben, das mehr auf Widerfahrnis als auf eigenem Handeln beruhte. Aber sie hat sich in die Scheune zurückgeschlichen. Das rettete ihr das Leben.

1990 hat die Stadt Stadtallendorf die ehemaligen Zwangsarbeiter eingeladen, sich bei ihnen entschuldigt und sie damit auch anerkannt. Stadtallendorf begann sich einer weitgehend verdrängten Vergangenheit zu stellen. Seither, erst zögerlich, setzt sich Puztai nicht mehr nur mit Deutschland auseinander, sondern mit Deutschen zusammen und erzählt ihre Geschichte.

*Über ihr unglaubliches Überleben hat Eva Puztai unter ihrem Mädchennamen ein Buch geschrieben: Eva Fahidi: Die Seele der Dinge. Lukas-Verlag 2011.*

## Was sind Zeitzeugen?

Von Klaus Schwerk, Zeitzeuge

In den Mitteilungen der Hamburger Zeitzeugen fragte ein Zeitzeuge „Leben Zeitzeugen ewig?“, und Carsten Stern nahm diese Frage zum Anlass für einige Überlegungen. Wir geben sie für die Berliner Zeitzeugen weiter und stellen ein paar Gedanken an.

Carsten Stern bemerkt: *„Wir sterben aus“, wenn man sich als Zeuge der NS-Zeit und des Krieges versteht. [...]*

*Wer HJ und BDM, wer Gleichschaltung und Volkssturm noch erlebt hat, war so alt wie viele Schüler heute: höchstens 12, 15, 16 Jahre bei Kriegsende. Diese Zeitzeugen können – hoffentlich – noch eine ganze Weile erzählen von ihrer Kindheit und Jugendzeit in der Diktatur, von den Rattenfängern, die sie verführten und ihnen ihre Jugend und ihr Urteilsvermögen nahmen.*

*Dann kam 1945 – für die einen der Zusammenbruch, die Vertreibung, für die anderen die Befreiung, der Neuanfang.*

*In den Geschichtsbüchern lesen wir über diese Zeit. Zeitzeugen sind keine Historiker. Was sie berichten ist Alltag, Tagesgeschehen – und führt doch in eine andere Welt. „Oral history“ – mündliche Geschichte. Der Zeitzeuge der Nachkriegszeit berichtet (meist) von nichts Spektakulärem, kein Krieg, keine Bomben, keine Verhaftung – „nur“ Alltag. Ein Alltag, der so ganz anders war als der Alltag heute. Ein Artikel wie dieser wurde erst mal mit der Hand geschrieben. Solche Information übers Vorschreiben mit Durchschlagpapier findet man nicht im Geschichtsbuch, höchstens in der Literatur. Und eben – bei Zeitzeugen.*

So weit aus den Bemerkungen von Carsten Stern in Hamburg.

Liebe Leserin, lieber Leser – haben Sie noch sechseinhalb Minuten Zeit für ein paar Gedanken im Anschluss an das Obige. Ich möchte Sie auf eine Denkreise mitnehmen.

Der erste Gedanke (und der Auslöser für mich): „Leben Zeit(zeugen) ewig?“ Zeit und ewig - das ist ein Widerspruch mit Nachhall! Natürlich leben Zeitzeugen wie alle Menschen nicht ewig. Darüber haben Sie vielleicht beim Wechsel des Jahres nachgedacht, vielleicht auch nicht. Was wir erzählen, ist Zeitgeschichte – so oder so, konkrete Zeiträume mit Erinnerungen und, manchmal, Dokumenten, die diese unterstützen. Manche von uns sind alt

genug, um die Zeit vor 1945 in wichtigen Erfahrungen zu erinnern, manche können die Zeit danach bis in die Gegenwart beschreiben, wie sie sie erlebt haben. In allen Fällen gibt es aber jeweils eine Zeit davor und eine danach. Manchmal macht mir das zu schaffen, besonders dann, wenn die Zuhörer von der Zeit davor nicht viel wissen, weil sie zu jung sind. Und auch in anderer Richtung: ob es vielleicht für manchen älteren Erzähler schwer verständlich ist, dass jüngere Zuhörer viel mehr von der Gegenwart, der Zeit danach bestimmt sind als sie selbst? Zeit ist nur ein Ausschnitt aus der Ewigkeit. Jeden Sonntag obliegt es mir, das Frühstück zu bereiten. Ich koche zwei Eier, kühl-schrank-kühl sechseinhalb Minuten. So sind sie, wie sie sein sollen. Vorher waren sie nur 20 Cent wert, hinterher – haben sie geschmeckt. Sechseinhalb Minuten Zeit haben sie existentiell verändert – und mich vielleicht und den Sonntag sogar auch. Eine ganz kurze Zeit, ein winziger Abschnitt von Ewigkeit – und doch, wenn auch noch so bescheiden, von existentieller Bedeutung.

Mich lässt der Gedanke, man könnte aus einer Zeit ohne Anfang und Ende einen Teil nehmen, und ihm ein eigenes Gewicht geben, nicht ruhen. Am 4. Juli 2012 ging die Nachricht um die Welt, Forscher in der Schweiz hätten das „Gottesteilchen“ nachgewiesen, das 1967 der britische Physiker Peter Higgs als jenes bisher nicht bekannte Partikel beschrieb, das durch den Urknall die Entstehung des Universums ausgelöst hätte. Man hätte den absoluten Anfang nicht nur der Zeit, sondern der Welt entdeckt. Das aber wäre der Sieg über Ewigkeit und Unendlichkeit – zumindest an einem Ende! Alle Zeit hat einen Anfang!

Was das mit uns Zeitzeugen zu tun hat? Weil uns vielleicht ab und zu der Mut verlassen möchte, den kleinen Abschnitt unseres Lebens angesichts der Ewigkeit einer endlosen Vergangenheit und der unabsehbaren Zukunft zu beschreiben. Was bleibt also? Ich lese in den Bemerkungen von Carsten Stern den Schluss:

*Was haben wir zu erzählen? – Da gibt es zum einen ganz persönliche Schwerpunkte, die der einzelne Zeitzeuge für sich selbst gesetzt hat, was ihn oder sie ganz besonders geprägt hat. [...] Wem sollen und können wir erzählen? Als erstes steht bei Vielen: Ich mache es für mich. [...] Ein ganz persönliches Motiv. Und Schriftliches hält. „Wer schreibt, der bleibt.“ [...] Warum sollen wir erzählen? Für die Nazi-*

*zeit ist das Ziel klar. [...] Für die Zeit nach dem Krieg ist das Ziel schwieriger zu definieren. [...] Was wollen wir als Zeitzeugen vermitteln – anderes als nur Geschichten zu erzählen? [...] Wie sollen wir erzählen? Aufschreiben ist das herausragende Kennzeichen unserer Zeitzeugengruppe Hamburg City. [...] Wir halten fest für uns selbst, [...] abrufbar jederzeit über unsere Datenbank mit über 450 „Geschichten“.*

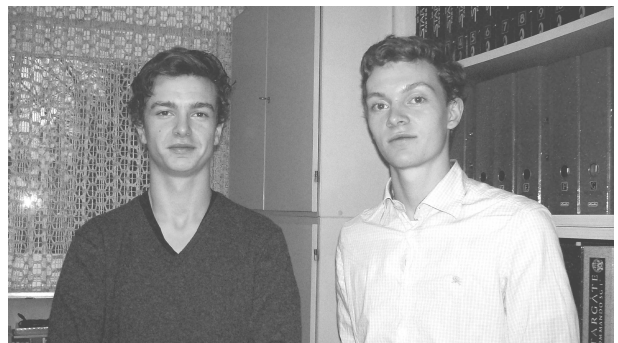
*Hanseatisch-nüchterne Klarheit bewahrt uns vor dem Griff nach den Sternen. Wir erzählen für und vor uns selbst zu allererst – im Bewusstsein, dass es nur ein Ausschnitt ist. [...]*

Sechseinhalb Minuten sind vorbei. Die Eier sind halbe weich und schmecken hoffentlich gut!

## Vor, mit und nach der Mauer

Von Jürgen Werner

Nach einem informativen Email Austausch habe ich die beiden Brüder aus Holland in meiner Wohnung am 19.12.2013 begrüßt.



Dim und Gijs Berendse sind 19 und 18 Jahre alt, von einem Gymnasium in Amsterdam. Für eine Abschlussarbeit suchten sie Informationen. Ihr gebuchtes Hotel war in der Nähe meiner Straße, so dass ich meine Wohnung für ein Treffen anbot. Dokumente und Fotos konnte ich somit besser vorlegen. Wir haben uns 90 Minuten unterhalten, wobei einer der Brüder Film- und Tonaufnahmen machte.

Auffallend war, ich hatte keine einzige Fotoaufnahme nach den 60er Jahren von der Mauer. Nachdem ich mit meiner Familie 1977 nach Berlin kam ist es zu keinem einzigen Foto gekommen. Vor dem Treffen habe ich noch eine Umfrage bei Nachbarn, Freunden und Verwandten gemacht. Niemand hatte Fotos von der Berliner Mauer. In den 60er Jahren hatte meine heutige Frau und ich unabhängig von einander Verwandte in Berlin besucht und natürlich die Mauer fotografiert. Meine Frau hat noch mal eine Schülerreise

nach Berlin erlebt und weitere Fotos gemacht. Nachdem ich nun Westberliner geworden bin hat die Mauer einen anderen Wert erhalten, sie war nicht mehr fotogen. Als Berliner hatte ich wohl andere Motive bevorzugt. Von den jungen Männern nach dem Grund befragt, musste ich nachdenken, denn die von mir befragten Leute hatten auch keine spontanen besonderen Gründe genannt. Jedoch zählte ich auf: Die Mauer war nicht schön, sie war hässlich und nahm einem die Sicht. Die Bereiche an der Mauer waren verlassen, Sackgassen, öde Orte, trostlos. Hier endete meine Realität und nur noch die bekannten Erfahrungen oder Berichte fantasierten in meinem Kopf. Natürlich habe ich oft Verwandte, alte Klassenkameraden und frühere Freunde in der DDR besucht.

Meine Erfahrungen konnte ich gut darstellen. Einreise, Ausreise und Transitfahrten waren doch für mich und die Berliner zur gezwungenen Routine geworden. Jedoch wurde leidenschaftlich über die Erlebnisse bei diesen Reisen erzählt. Ich konnte mich gut erinnern an Schikanen der Grenzsoldaten, Kofferraum auspacken, Sitzbank hochklappen oder auch den Luftfilter abbauen. Die langweiligen Wartezeiten bei den Grenzkontrollen, die Radarcontrollen auf der Autobahn.

Meine besten Jahre als Familienvater sind eng mit dem Befahren der Transitwege verbunden. Der letzte Tag vor den Ferien. Auto reisefertig und warten das die Kinder aus der Schule kommen. Kinder und Schulsachen eingeladen und ab Richtung Grenze. Nur andere waren auch so schlau, die Warteschlange erreichte dann schon die Hälfte der Avus. Wir sind dann oft erst nachts gefahren, als Berufskraftfahrer für mich kein Problem. Als Busfahrer bei der BVG bin ich oft in die Nähe der Mauer gefahren und oft endete die Linie unmittelbar an der Mauer, ein aufgestelltes Plumpsklo, später ein WC, spendete etwas Trost.

Meine jugendliche Flucht aus der DDR wurde zuerst auch nicht verstanden. Die selbstverständlichen Umstände der damaligen Zeit sind mit einfachen uns gebräuchlichen Worten nicht mehr zu vermitteln. Wir haben dann mit einer kleinen Zeichnung das geteilte Deutschland und das geteilte Berlin und wie die nach Westberlin geflüchteten Menschen in die Bundesrepublik ausgeflogen wurden, dargestellt.

Nun wurde ich gefragt, was ist heute anders, das Leben in Berlin ohne Mauer?

Was habe ich noch im Kopf und wie fühle ich mich.

Die Stadt ist für mich größer geworden, das Fahren von West nach Ost, von Süd nach Nord, alle Richtungen werden ganz selbstverständlich wahrgenommen. Ruhige Sackgassen sind zu lärmenden Ausfallstraßen geworden, der Verkehr hat zugenommen. Eine Welle Autos rollen nun in die Stadt und eine Welle von Autos aus der Stadt, wie überall in der Welt.

Die Mauer, ein Denkmal oder doch ein Mahnmal, für mich immer noch eine gewaltige Erinnerung. Zu sehen ist sie als Ausstellung und der Todesstreifen für Eingeweihte als Radweg zu befahren. Die Stadt ist schöner geworden, wir sind frei. Jedoch für mich grummelt immer noch ein mulmiges Gefühl in der Magengegend, wenn der Bereich eines ehemaligen Grenzübergang durchfahren wird, jedoch wird es immer mehr ein bisschen leiser. Wir vereinbarten noch die Nachsendung einiger Dokumente per E Mail, leider habe ich noch keine Bestätigung erhalten. Hoffe nur meine Ausführungen haben zu einem guten Ergebnis geführt.

## Alfred Lieball, Child Survivor

Von Stephan Haegner, **[zzb]**

Die Berliner *ZeitZeugenBörse* hat die Tradition, dass sich neue Zeitzeugen beim monatlichen Halbkreis vorstellen. Am 14. Januar 2014 war es wieder so weit. **Alfred Lieball** stellte sich vor. Er wurde 1928 in Berlin in der Nähe des Alexanderplatzes geboren. Weil seine Mutter Jüdin und sein Vater nicht praktizierender Katholik war, musste der junge Alfred ab 1933, mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten, Schikanen über sich ergehen lassen. Er selbst formulierte es so: „Ich



Alfred -Lieball - Foto: Klaus Peschke

war bis dahin ein Unmensch. Ein Mischling. [...]. So hat man uns damals bezeichnet und ab dem Tag von 1945 [gemeint ist der 8. Mai 1945, SH] an durfte ich Mensch sein.“ Seine Erlebnisse im nationalsozialistischen Berlin hielt Alfred Lieball 1985 in seinen Erinnerungen schriftlich fest. Aus diesen Erinnerungen las er zunächst das Vorwort vor, dann berichtete Lieball über den 2001 gegründeten Verein *Child Survivors*, dessen Mitglieder als Kinder wegen ihres Judentums bzw. ihrer jüdischen Wurzeln im Dritten Reich verfolgt wurden und dessen Mitglied er ist. Anschließend stellte er sich den Fragen der Anwesenden.

Im Vorwort seiner Erinnerungen beschrieb Lieball die verstärkt aufkommende Erinnerungskultur zum 40. Jahrestag des Kriegsendes, im Mai 1985. Mit seinen Erinnerungen, die er vornehmlich für seine Kinder oder Enkel schrieb, so Lieball im Gespräch mit den Anwesenden, wolle er einige Erinnerungen von 1985 korrigieren, die ihm unrichtig erscheinen würden. In seinem Buch, aus dem Lieball dann nicht mehr vortrug, beschreibt Lieball vielfältig seine Kindheitserlebnisse. Diese reichen von seiner katholischen Taufe, um Schüler einer katholischen Gemeindeschule in Berlin zu werden, über die Beschreibung seiner Aufnahme in den Chor der St. Hedwigs Kathedrale – was für ihn Momente des absoluten Glückes in einer Welt voller Drangsal und Schrecken bedeutete -, über die Schikanen, die seine Familie – im Jargon der Nürnberger Gesetze von 1935 eine „privilegierte Mischehe“ -, erdulden musste, bis hin zum Alltag des Bombenkrieges in Berlin.

Über seine Kindheitserlebnisse sprach Lieball am 14. Januar aber nur im Rahmen seines Vortrages über den Verein *Child Survivors* und in der anschließenden Fragerunde. Zunächst berichtete Lieball aber sehr eindrücklich über die Schicksale anderer *Child Survivors*. So beispielsweise über die uneheliche, 1935 geborene Tochter einer Jüdin und eines Hamburger Werftarbeiters, die erleben musste, wie ihre Eltern in KZ und Gefängnis verbracht wurden und sie selbst von Pflegefamilie zu Pflegefamilie und von Waisenhaus zu Waisenhaus weitergereicht wurde. Alfred Lieball schilderte sodann, dass er schockiert war, denn ihm sei dies alles nicht passiert, seine Eltern seien bis zum Kriegsende bei ihm gewesen. Ihn habe vielmehr bedrängt, dass er keine Wahl hatte, ob er sich katholisch taufen

lassen wolle oder nicht, denn ohne Taufe hätte ihn die katholische Gemeindeschule auf Druck der NS-Regierung nicht aufgenommen. In der Fragerunde führte Lieball dann eindrücklich und bewegend noch weitere Momente vor, in denen er und seine Familie vom NS-Regime bedroht wurden. So schilderte Alfred Lieball, dass sich seine Mutter im Gegensatz zu allen anderen Nachbarn ihre Lebensmittelkarten immer selbst in der Kartenausgabestelle abholen musste. Dies hätte eines Tages zu ihrer Deportation geführt, wenn sie nicht von einer Nachbarin gewarnt worden wäre, dass dort eine Falle für Juden aufgebaut wurde. Auch musste der junge Lieball miterleben, wie sein Vater, der Schneider war, einem jüdischen Freund und Kollegen Arbeit in seinem Geschäft gab und dieser Freund eines Tages den Deportationsbefehl bekam, von der gesamten Belegschaft des Vaters für die Deportationsfahrt ausgestattet wurde und letztendlich noch nicht abgeholt wurde – später wurde der Freund und Kollege aber doch nach Auschwitz deportiert. Erlebnisse wie diese seien es gewesen, die den damals Sechszehnjährigen in seiner Seele verdreht hätten und die dafür gesorgt hätten, dass er beispielsweise auch Jahre nach 1945 noch Panik-Attacken vor seinem Briefkasten, der ja einen Deportationsbefehl enthalten könnte, bekommen habe, die nur mit professioneller psychologischer Hilfe zu überwinden waren.

Mit weiteren Erläuterungen zur Erinnerung an das Dritte Reich in der DDR, der Terminologie der Nürnberger Gesetze, zu seiner Schulzeit in der katholischen Gemeindeschule und der dortigen trotz der Konfessionalisierung vorhandenen Diskriminierung ihm gegenüber schloss Alfred Lieball seine eindrucksvollen und bewegenden Ausführungen zu seiner Kindheit und Jugend im Dritten Reich und dem Verein der *Child Survivors*.

## Glanz und Elend des DEFA-Films

Von Harald Jancke, Zeitzeuge

Im zweiten Beitrag des *Halbkreises* am 14. Januar begegneten wir **Manfred Meier**, der mit wachem Verstand die Kulturpolitik der DDR verfolgt hat. Er hat die Probleme der Zeit weniger erlitten, wie der erste Redner des Tages, der uns bedrückt und etwas sprachlos aus seiner Geschichte der *Child Survivors* entließ, sondern er hat sie kritisch beobachtet. Dazu war er dienstlich berufen, denn er war viele

Jahre Kulturredakteur und seit 1982 Feuilletonchef bei der „Neuen Zeit“, dem (DDR-) CDU-Zentralorgan und deshalb immer „nahe dran“ am kulturellen Geschehen. Er war vertraut mit dem Umgang mit Film, Fernsehen, Büchern und Zeitschriften, mit bildender Kunst, Musik und Theater. Wie jeder diktatorische Staat versuchte die DDR auf allen diesen Gebieten zielgerichtet Einfluss zu nehmen. Den politischen Einfluss bekam Manfred Meier schon zu spüren, als er sich nach seinem Sehr-gut-Abitur 1952 sein Wunsch-Studium der Germanistik und Theaterwissenschaft nicht verwirklichen konnte, er war nicht Mitglied der FDJ. Lehrer hätte er werden dürfen. Er entschloss sich zur Ausbildung als Journalist und startete bei der Zeitung, der er viele Jahrzehnte treu blieb. Hier berichtete er u.a. über die DEFA-Filme.

Wir, die wir in der DDR gelebt haben, verbanden mit DEFA-Film eigentlich nur seichte Unterhaltung („Meine Frau macht Musik“), politische Agitation („Stärker als die Nacht“) und bemühte Konkurrenz zu den westlichen Modegenres Agententhriller (DDR: „For Eyes Only“), Science-Fiction (DDR: „Der schweigende Stern“) und Wild-West-Film (DDR: „Die Söhne der großen Bärin“). Die politischen Propaganda-Filme wurden uns zwangsverordnet, wir mussten einige mit der ganzen Klasse und später mit dem gesamten Arbeitskollektiv anschauen. Viele gingen, wie ich, deshalb nur wenig ins Kino, höchstens mal zu den schönen Kinderfilmen („Das kalte Herz“), Klassikeradaptionen („Emilia Galotti“) oder den raren West-Importen mit unverfänglicher Thematik („Das Wirtshaus im Spessart“, die Edgar-Wallace-Serie u.a.). Die glänzten immerhin in Farbe, während unsere Filme bis in die 70er Jahre zu 90% in Schwarz-Weiß gedreht wurden.

So war es interessant zu hören, was der Insider des DDR-Kulturbetriebes dazu zu sagen hätte. Als erstes erinnerte Manfred Meier an die Glanzzeit der DEFA kurz nach dem Kriege. Unbelastete Regisseure wie Wolfgang Staudte oder Nachwuchs aus den eigenen Reihen wie Kurt Maetzig bekamen die Lizenz der sowjetischen Besatzungsbehörde, im Rahmen der 1946 gegründeten DEFA, Spielfilme (und Dokumentarfilme, die Wochenschau u.a.) zu drehen. Es entstanden große Filme mit bleibendem Wert wie „Die Mörder sind unter uns“ und „Ehe im Schatten“. Als die Sujets die antifaschistische Thematik verließen, be-

gann der langsame Abstieg der DEFA zur



**Manfred Meier - Foto: Klaus Peschke**

Propaganda-Institution. Selbst die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit geriet zum Schema, in dem man die Propaganda für den Aufbau des Sozialismus in der DDR gut unterbringen konnte („Ernst Thälmann“ I und II). Die Sieger oder die glanzvollen Verlierer waren immer die Kommunisten. Günter Simon brauchte eine Extragenehmigung um Ernst Thälmann spielen zu dürfen, schließlich war er nicht SED-Mitglied. Allerdings blieb das Bild des Thälmann in allen seine späteren Rollen an ihm haften.

In den 50er Jahren wurden erste DEFA-Filme wie Konrad Wolfs „Sonnensucher“ verboten. Dass sich unter einer Kruste von Dogmatismus und Klassenstandpunkt auch unter den Filmleuten Neues regte, konnte der Insider Manfred Meier beobachten. Die ideologische Begründung für die Kulturpolitik der späten Ulbricht-Jahre gab das 11. Plenum des ZK der SED im Jahre 1965. Manchmal ist Manfred Meier am aktuellen Geschehen auch unmittelbar beteiligt gewesen. Er schilderte uns anschaulich die Uraufführung des Films „Spur der Steine“ im Filmtheater International, als bestellte (und bezahlte) Vertreter des „Volkswillens“ sich während der Aufführung lautstark über den Umgang mit der Staatsgewalt empörten, denn hier wurde ein Polizist von einer beherzten Gruppe von Zimmerleuten um Wortführer Balla (Manfred Krug) in den Ententeich geworfen. Der Film landete im „Giftschrank“ und dort versammelten sich dann etliche Filme, die nach einem der Opfer, dem Streifen „Das Kaninchen bin ich“, die „Kaninchenfilme“ genannt wurden. Eine Eiszeit setzte ein, eigentlich wusste aber niemand so recht, was unter der verordneten Zielstellung „Sozialistischer Realismus“ für Kino, Literatur, Theater u.a. eigentlich gemeint sei. Halbe Jahresproduktionen der DEFA verschwanden in der Versenkung.

Als sich im Jahre 1968 in der Tschechoslowakei auch eine politische Reformbewegung akzentuierte, geriet der gesamte Ostblock in ideologische und im August sogar in militärische Konfrontation. Teilnehmern am Filmfestival in Karlovy Vary, darunter Manfred Meier, wurden verstärkte Restriktionen im Umgang mit den tschechoslowakischen und natürlich auch den westlichen Teilnehmern verordnet. Buchautoren wie Christa Wolf und Christoph Hein gerieten in die Kritik. Bei Büchern konnte Papiermangel als fadenscheinige Ausrede für das Nichterscheinen herhalten. Aber das ist eine andere Geschichte und könnte zu einer weiteren Veranstaltung mit Manfred Meier Anlass geben.

Die eigenständige Besprechung neuer Filme in einer Zeitung der Blockparteien konnte manchmal neue Unstimmigkeiten mit der Kulturpolitik hervorrufen, denn schließlich war die erste Stimme auf diesem wie auf allen Gebieten des täglichen Lebens die SED und damit auch ihr Sprachrohr *ADN* und das *Neue Deutschland*.

Die späten Film-Jahre der DDR wurden gekennzeichnet durch den Exodus bekannter Gesichter von der Filmleinwand. Entweder wurden sie einfach nicht mehr beschäftigt, wie Eva-Maria Hagen, oder sie verließen die DDR, insbesondere nach Protesten gegen die Biermann-Ausbürgerung wie Manfred Krug, Armin Mueller-Stahl, Angelica Domröse und viele andere.

Gegen Ende der DDR wurden noch vorzügliche Filme („*Einer trage des anderen Last*“) gedreht. Nach der Wende 1989 gab es nur noch wenige, aber nun gesamtdeutsche DEFA-Filme („*Der Bruch*“). Alte DEFA-Filme, insbesondere die Kinder- und Märchenfilme werden heute häufig im Vormittagsprogramm des Fernsehens gebracht.

Manfred Meier selbst hätte man viele Jahre auf der Bühne sehen können – im Konzertchor der Staatsoper.

## Kindheit in der NS-Zeit

Von Andreas Gerstenberg, Historiker

Es war ein kleiner Kreis von Zuhörern, die sich in dem gemütlichen Kirchencafé der Heilig-Kreuz-Kirche in Kreuzberg einfanden, um **Margit Siebners** Geschichte einer Kindheit in der NS-Zeit zu hören. Margit Siebner ist eine routinierte Zeitzeugin, der man anmerkt, dass sie das Erzählte durchdrungen hat, was nicht heißt, dass es nicht kurzweilig wäre. Sie sieht

sich die Zuhörer an und entscheidet, was sie erzählt. Und ihr Schatz an positiven wie negativen Erfahrungen ist umfangreich genug, dass sie zu variieren in der Lage ist.

Margit Siebner erlebt den Beginn des NS-Regimes als junges Mädchen. Anschaulich schildert sie die schrittweisen Repressionen, unter denen die Juden zu leiden haben. Zunächst aber sieht sie diese Dinge aus der Perspektive eines Kindes. Der Vater, Fritz Cohn, trägt seinen Namen nach dem Preußenkönig Friedrich und hat noch im Ersten Weltkrieg gekämpft. Man geht zwar an den hohen Feiertagen in die Synagoge, doch „was ein Jude ist“, so Margit Siebner, „das habe ich aus dem Volksempfänger gelernt“. Dem Verständnis der Nationalsozialisten nach ist Margit Siebner nun eine „Halbjüdin“ und aus den Worten, die sie heute spricht, klingt noch immer das Unverständnis eines Kindes, das sich und seine liebenden Eltern nun mit dem überein bringen muss, was in den öffentlich ausgehängten Hetzzeitungen über Juden verbreitet wird. „Man blendet es aus“, sagt Margit Siebner, „man nimmt es nicht für voll“.

In der Schule sind die gesellschaftlichen Veränderungen zunächst nicht spürbar für Margit Siebner. Bald aber wird sie nicht mehr aufgerufen, wenn sie sich meldet, einige Kinder greifen auf, was sie von den Eltern hören. Ein besonderes Erlebnis ist, als ein Klassenfoto aufgenommen werden soll, eine Klassenkameradin Margit Siebner mit den Worten wegstößt: „Bloß nicht mit der Judengöre auf ein Bild!“. Jahrelang wird sie von diesem Erlebnis verfolgt, es fällt ihr wieder ein und sie bezieht es auf sich, wann immer sie Leute tuscheln sieht.

1936, im Zuge der „Arisierung“ jüdischer Geschäfte verliert Margit Siebners Vater seine Buchhandlung am Spittelmarkt. Mit ihrer Hilfe, sie ist damals acht Jahre alt, können sie viele Bücher aus dem Keller retten. Schließlich wird der Vater abgeholt, sechs Wochen lang weiß die Familie nicht, wo er ist. Dann erst kam eine Nachricht aus Buchenwald. Das Vergehen des Vaters: er hatte ein Buch aus dem nunmehrigen Kellerbestand unter der Hand verkauft. Margit Siebners Mutter muss sich von ihrem Mann scheiden lassen, dann darf er auswandern. Noch heute ist die Bewunderung spürbar, mit der Margit Siebner schildert, wie die Mutter es schafft, eine Passage nach Shanghai für den Vater zu organisieren und ihn aus dem KZ zu holen. Am 6. Februar 1939

fährt der Vater nach Genua, wo das Schiff nach Shanghai ablegt. Es ist das letzte Mal, dass Margit Siebner ihren Vater sieht.

Da Mutter und Vater nun geschiedene Leute sind, läuft alle Korrespondenz über die Tochter. Die erste Existenz des Vaters in Shanghai besteht in einem Bücherkarren, dessen Bestand Margit Siebner durch riskante Sendungen aus Deutschland speist.

Als die ersten Bomben auf Berlin fallen, trifft Margit Siebner und ihre Mutter wieder auf einen guten Menschen, Dr. Fritz Ueberle, Leiter der Leimfabrik Glutina. Er bringt sie mit einem falschen Ausweis in seiner Produktion unter, versteckt sie bis fast zum Ende des Krieges.

Schnell wird der Zuhörer aufmerksam, dass hier jemand spricht, der all das Schlechte, aber auch die "Lichtblicke" in Form helfender Menschen, mit sich selbst ausgemacht, be- und verarbeitet hat. Selbst wenn nicht alles in Erinnerung bleibt, eines bleibt doch: der tiefe Eindruck einer von Grund auf positiven Lebenseinstellung, die selbst an dem Hass der Nazis und der Mitläufer nicht zerbrochen ist. Ein evangelischer Pastor, der Margit Siebner in den Mädchen-Bibelkreis aufnimmt, segnet sie heimlich ein. "Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein", das sind seine Worte. Ein Segen ist es, dass es Zeitzeugen wie Margit Siebner gibt, die unermüdlich gerade jungen Menschen einen Blick auf eine Zeit ermöglichen, die diese sich kaum vorstellen können. Mehr noch: ihr ist es wichtig, jungen Menschen mit auf den Weg zu geben, dass es sich lohnt, Ziele zu haben und dass man diese auch erreichen kann.

### **Berlin, Berlin !!!**

Von Wolfhard Besser, Zeitzeuge

Wen zog es als junger Mensch in den 50er Jahren, wenn man zwischen Thüringer Wald und Rügen wohnte, nicht nach Berlin? Hier gab es den Erzählungen nach Leben, Abenteuer und bessere Versorgung – und ein Besuch Westberlins lockte. Wem sich die Gelegenheit bot, fuhr in die große Stadt. Aber wer von den jungen Leuten hatte schon Geld für eine Fahrkarte? Mit 55 DDR-Mark monatlich als Lehrling im 1. Lehrjahr war dieser Wunsch kaum zu realisieren. Also musste man einen anderen Weg finden. Für mich ergab sich dieser zu Pfingsten 1954. Als Mitglied der FDJ durfte ich in einer Gruppe meines Lehrbetriebes zum II. Deutschlandtreffen der Jugend

nach Berlin fahren, das – wie das erste 1950 – für die deutsche Einheit werben sollte.



Voller Begeisterung und Erwartungen kamen wir in der Hauptstadt an, bezogen unser Quartier in einer Schule in Adlershof. Nun galt es, die Stadt zu entdecken; aber wir kannten sie nicht. Also erkundeten wir einige Stätten in der Gruppe, nahmen an verschiedenen Veranstaltungen teil. Nach Westberlin kamen wir nicht. Zumal dies nicht erwünscht war und wir als junge Leute aus der Provinz uns auch nicht trautes. Von den vielen Erlebnissen von damals sind mir nur zwei in Erinnerung geblieben – ein großes Motorrad-Sandbahn-Rennen auf der Trabrennbahn Karlshorst und die Bewunderung für die soeben fast fertig gestellte Stalinallee, die heutige Karl-Marx-Allee. Wir staunten über die neuen, für uns damals wunderschönen Neubauten und empfanden den so genannten „Zuckerbäckerstil“ – diesen Begriff gab es damals noch nicht – als den Baustil der neuen Zeit. Sicher haben wir neben kulturellen Veranstaltungen auch an politischen teilgenommen – keine Erinnerung mehr. Die vielen neuen Eindrücke der großen, für mich unbekanntes Stadt, überlagerten den eigentlichen Sinn des Deutschlandtreffens, bis zu meiner zweiten Berlin-Reise. Das war 1956, ein Jahr nach Abschluss meiner Lehre als Industriekaufmann im VEB Görlitzer Maschinenbau, Produzent von Dampf- und Gasturbinen, Dieselmotoren und Dampfmaschinen. Ich war in der Abteilung Materialwirtschaft als junger Mitarbeiter eingesetzt. Mein Arbeitsgebiet umfasste zur Produktion vorgesehene Materialien ordnungsgemäß zu disponieren. Das hieß, die für die Fertigung benötigten Schwarz- und veredelten Bleche, Formeisen und –stähle sowie Bunt- und Edelmetalle freizugeben – anders gesagt: Bei der permanenten Materialknappheit in der DDR die erforderlichen Werkstoffe gut einzuteilen.



Fehlten z. B. bestimmte DIN- und Normteile, wurden sie im Betrieb selbst gefertigt. Benötigte man dazu vielleicht einen 20er Rundstahl, der aber nicht am Lager war, dann musste auf die größere Stärke zurückgegriffen werden, die dann auf das erforderliche Maß gebracht wurde. Als rationell konnte dies nicht bezeichnet werden, aber es gab keine andere Möglichkeit, um ein fehlendes Kleinteil zu bekommen. Diese Arbeitsweise war in vielen Betrieben der DDR oft Alltag – aber man wusste sich zu helfen. Dazu musste natürlich Material eingesetzt werden, das eigentlich für andere Zwecke bestimmt war. So ergab sich ein fast ständiger Materialmangel und alle Planungen gerieten durcheinander. Diese Mängel versuchten die Einkäufer irgendwie durch zusätzliche Aktivitäten zu beheben. Daraus ergab sich mein zweiter Berlin-Trip.

Regelmäßig wurden in der Abteilung Listen über fehlendes Material zusammengestellt und eine zweite über Materialien, die der Betrieb zu viel besaß oder nicht mehr benötigte – so genannte Überplanbestände. Die mussten nach staatlicher Verfügung abgebaut werden. Dies geschah so, dass einzelne Mitarbeiter der Abteilung Materialwirtschaft ins Land zu ihnen bekannten Betrieben fuhren, ausgerüstet mit den Listen der Überplanbestände und der dringend selbst benötigten Materialien – DIN- und Normteile, Formstähle, Bleche usw. – ein moderner Tauschhandel, aber zu normaler Verrechnung.

Auch ich bekam eines Tages den Auftrag zu einer solchen Dienstreise, die mich zunächst nach Berlin führte. Sie begann gleich für mich mit einer kleinen Panne. In Berlin-Schöneweide mit dem E-Zug angekommen war mein erstes Ziel die Elektro-Apparatewerke „Josef Stalin“ (EAW) Treptow an einem kalten Dezembertag 1956. Umstieg in die S-Bahn, zwei Stationen bis Treptower Park. Die S-Bahn-Fenster waren beschlagen bzw. leicht zugefroren, so dass man die Stationsnamen nicht gut erkennen konnte. An der zweiten Station angekommen stand ich auf dem Bahnhof Plänterwald, der erst kurz zuvor eingeweiht worden war. Mein Streckenplan war also überholt. Also mit der nächsten Bahn zum EAW. Nachdem ich dort das Tauschgeschäft erledigt hatte, ging es zum nächsten Betrieb, VEB Niles in Weißensee und zu Bergmann-Borsig in Wilhelmsruh. Der erste Tag erbrachte einen erfolgreichen Tauschhandel. Zum Übernachten hatten mir Kollegen ein Hotel am Rande

des Alexanderplatzes empfohlen, Hotel „Germania“ Ich sollte aber keine großen Ansprüche stellen. Zumal mein Betrieb hohe Hotelkosten nicht erstattet hätte. In meiner Erinnerung befand sich das Hotel fast mitten auf der damals noch großen leeren Fläche. Dann stand ich vor dem Bau; vielleicht zwei, drei Stockwerke hoch, eine noch aus den Kriegstagen stammende Halbruine. Als Hotelempfang diente das gut bürgerlich eingerichtete Wohnzimmer des Chefs. Das Hotelzimmer selbst konnte man akzeptieren, wenn auch der Weg dahin mir abenteuerlich erschien über das vom Krieg noch gezeichnete Treppenhaus mit Blick auf den Alex durch ein größeres Loch, in dem sich mal ein Fenster befand. In der nun freien Zeit konnte ich den Berliner Weihnachtsmarkt besuchen, rund um die neue Sporthalle an der Stalinallee.



Beim Herrenausstatter Gansel, ebenfalls in der Stalinallee, am östlichen Teil, der heute wieder Frankfurter Allee heißt, konnte ich mir einen Wunsch erfüllen, der in Görlitz nicht zu realisieren war, weil das entsprechende Angebot fehlte: Den ersten Wintermantel vom selbst verdienten Geld zu kaufen.

Am nächsten Tag ging es zum LEW Hennigsdorf. Mein Chef hatte mir vorher gesagt, ich müsse außen um Ostberlin herumfahren, nicht mit der direkten S-Bahn durch Westberlin. Kollegen meinten aber, man könne ohne weiteres in die S-Bahn steigen, da passiere nichts. Das habe ich auch befolgt, aber doch mit einer gewissen Beklemmung, weil nicht ganz korrekt. Zwischendurch hätte ich auch aussteigen können, um mir das Eine oder Andere in Westberlin anzusehen. Aber als junger Mensch – zumal aus der Provinz – traut man sich dies dann doch nicht. Weil nicht erwünscht und die Risiken nicht einzuschätzen sind; zumal man immer gewisse Gerüchte und Erzählungen im Hinterkopf hat, die durch den kalten Krieg zwischen Ost und West auch noch aufgebauscht wurden.

Dieser zweite Kontakt mit Berlin bleibt mir deshalb in Erinnerung, weil das meine erste größere Dienstreise war und ich auf eigene Faust die Stadt etwas „erkunden konnte“. Jahre später merkte ich erst, wie vielfältig und groß Berlin eigentlich ist.

Fotos: Dick-Foto-Verlag Erlbach i.V. (aus den Jahren um 1960)

## Querschnitt einer Diktatur Die DDR 1952-1962-1972-1982

Von Meinhard Schröder, Zeitzeuge

Bei der Zeitzeugenbörse prallen gelegentlich völlig gegensätzliche Erfahrungen mit der DDR aufeinander: Natürlich macht es einen gewaltigen Unterschied, ob ich als Fluchthelfer im Gefängnis saß, oder ob ich als Lehrer in den Achtziger Jahren an einer Schule in Berlin-Mitte meiner Arbeit nachging. Oft muss man dann nur Kenntnis nehmen, dass die Lebenswirklichkeit in der DDR zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten eben sehr verschieden ausfallen konnte – mal abgesehen vom mehr oder weniger angepassten Verhalten des einzelnen Menschen.

Da ist es sehr hilfreich, sich genauer mit den Veränderungen in 40 Jahren DDR-Geschichte zu befassen. Ein kleines Bändchen aus der Schriftenreihe des Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen macht es uns leicht: Auf nur 120 Seiten skizzieren die vier Autoren Falco Werkenthin, Elena Demke, Klaus Bästlein und Jens Schöne jeweils für ihr Jahr die bestimmenden Tendenzen der Politik und ihrer Auswirkungen auf die Menschen.

Zunächst mag es willkürlich erscheinen, gerade diese Jahre im Zehn-Jahres-Rhythmus herauszugreifen. Aber das Ergebnis liefert einen erstaunlich guten Eindruck von der Entwicklung – oder eben auch versäumter Entwicklung – der DDR.

Bei 1952 liegt es auf der Hand, dass es ein Schlüsseljahr für die DDR war: proklamierter Aufbau des Sozialismus und verschärfter Klassenkampf, Militarisierung und verstärkter

Terror gegen die eigene Bevölkerung, all das ließ die Flüchtlingszahlen ansteigen, führte aber auch zu wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die wiederum im Aufstand vom 17. Juni 1953 kulminierten.

Nach dem Mauerbau hatten einige DDR-Bewohner auf eine ruhigere und liberalere Entwicklung gehofft, tatsächlich griffen Partei, Regierung und Justiz gegen jede Kritik am Mauerbau und am Wehrdienstgesetz rabiät durch. Gleichzeitig nahmen ökonomische Probleme solche Ausmaße an, dass Reformen unabdingbar wurden.

Das dritte Kapitel zum Jahr 1972 setzt sich unter der Überschrift „Wohlstand gegen Wohlverhalten, Grundlagenvertrag und mehr Staatssicherheit“ mit dem Begriff der „glücklichen Jahre“ der DDR kritisch auseinander. Der neu an die Macht gekommene Staatsratsvorsitzende Erich Honecker versprach der Bevölkerung eine bessere Befriedigung ihrer Konsumwünsche.

1982 schließlich ist gekennzeichnet durch eine Erstarrung und Lethargie, die die politische Führung nicht wahrhaben will und die letztlich in das Aufbegehren umschlägt.

Die Autorin und ihre Kollegen geben trotz des knappen Raums einen erstaunlich guten Überblick über die wichtigsten Ereignisse und Entwicklungstendenzen, bringen aber auch scheinbar nebensächliche, dabei doch typische Beispiele aus dem Alltagsleben. Hier und da überraschen die Beiträge auch den mit der DDR vertrauten Leser durch neue Details. Dabei sind sie – bei der doch an sich trockenen Materie – leicht lesbar geschrieben. Unbedingt empfehlenswert für einen schnellen Überblick!

Martin Gutzeit (Hg.): Querschnitt einer Diktatur – Die DDR 1952-1962-1972-1982, Schriftenreihe des Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, Band 33, Berlin 2012, kostenlose Abgabe, [www.berlin.de/stasi-landesbeauftragter](http://www.berlin.de/stasi-landesbeauftragter)



*Wir gratulieren allen im Februar geborenen Zeitzeugen*

02.02. Ulrich Waack, 03.02. Helga Deglmann, 04.02. Else Danielowski, 04.02. Alice Pless  
10.02. Anna Fuchs, 11.02. Georg Geismann, 15.02. Peter Lorenz, 16.02. Walter Sylten  
20.02. Hans-Karl Behrend, 21.02. Klaus Schulz-Ladegast, 23.02. Regina Brandt  
24.02. Rosemarie Bender-Rasmuß, 25.02. Dorit Albrecht, 26.02. Hubert Draegert  
26.02. Carsten Häusler, 27.02. Gertraud Tietz



### Zeitzeugen gesucht

**Nr. XXX/14 Mauerfall** 2014 jährt sich der Mauerfall zum 25. Mal. Vor diesem Hintergrund initiieren das *Stadtmuseum Berlin* und *Rohnstock Biografien* das partizipative Ausstellungsprojekt „West-Berlin, privat“. Ein Erzähl salon am 24. Februar 2014, um 19.30 Uhr bildet den Auftakt für mehrere Veranstaltungen, in denen die Ost-West-Beziehungen der Berliner erkundet werden. Sie sind herzlich eingeladen, Fotos und Geschichten mitzubringen. Erzählen Sie von Ihren Erinnerungen an

den West-Berliner Alltag, an Arbeit, Schule, Familie und Freizeit. Wie nahmen Sie als Ost-Berliner das Leben im Westteil der Stadt wahr? Ihre Bilder und Erzählungen können Teil einer Dokumentation im gesamten Museumsjahr werden. Ort: Salon von *Rohnstock Biografien*, Schönhauser Allee 12, 10119 Berlin. Der Eintritt ist frei. Um Anmeldung wird gebeten bis Montag, den 3. Februar 2014 unter Tel. 030-40 50 43 30 / oder per Mail: <info@rohnstock-biografien.de>.

**Weitere Informationen im Büro**

### HALBKREIS

11. Februar 2014 um 15.00 Uhr

#### Ein jüdisches Kind, das zum IM mutierte

**Salomea Genin** (geb. 1932 in Berlin) ist die Tochter osteuropäisch-jüdischer Eltern, die 1928 aus Polen nach Deutschland emigrierten. 1937 ließen sie sich scheiden. Im Mai 1939 entkam die Mutter mit ihren drei Töchtern zum Bruder nach Melbourne, Australien. Salomea fühlte sich da nie zu Hause, obwohl sie 1944 Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes und 1949 in der Kommunistischen Partei Australiens sehr aktiv wurde. 1951 fuhr sie mit der australischen Delegation zu den 3. Weltfestspielen nach (Ost-) Berlin in der Hoffnung dort ihre wirkliche Heimat zu finden. Die DDR jedoch ließ sie nicht bleiben, und sie musste nach Melbourne zurückfahren. Sie verließ Australien wieder und lebte von 1954-55 in Westberlin, dann bis 1958 in London, von 1958-63 in Westberlin, wo sie anfangs für das Ministerium für Staatssicherheit zu arbeiten. 1963 wurde ihr endlich erlaubt, in die DDR zu übersiedeln. 1982 begriff sie, dass die DDR ein Polizeistaat war, den sie mitgeholfen hatte zu schaffen. Sie wurde suizidal. 1985 fing sie an, in Opposition zu gehen, wurde im September 1989 Mitglied des *Neuen Forums*, und dann fiel die Mauer.

Die zweite Hälfte des *Halbkreises* nutzen wir zur Berichterstattung und zu Reflexionen von Begegnungen von Zeitzeugen und Schülern oder Medienvertretern.

### Ankündigung

25. Februar 2014 um 15 Uhr

#### Wohnen und Leben in der DDR

Produkt design der Planwirtschaft und dessen gesellschaftliche Wirkung"

Für den Maschinenbauingenieur und Pädagogen **Richard Hebstreit**, geboren 1946, ist zeitlebens die Auseinandersetzung mit internationalem und nationalem Produkt design so interessant, wie für andere die Auseinandersetzung mit Fußball oder Oper - egal ob in der Freizeit oder beruflich. Tätig zum Ende der DDR im Wohnkombinat Suhl, als Entwickler und Designer, wird er innerhalb des Warenzeichenverbandes "EXPERTIC" Designgutachter und entscheidet vor den Messen über die Exportwürdigkeit von DDR Produkten. Er wurde somit Kritiker und Förderer von in der DDR entwickelten Produkten. Diese Entscheidungen basierten auf wissenschaftlichen Marktanalysen, Patent- und Musteranalysen, Trends, Moden und Marktwünschen der Verbraucher in Westeuropa. Die These, die DDR war auch eine verlängerte Werkbank der Bundesrepublik, erweitert er mit der These, dass zwischen dieser Werkbank nur Insidern bekannte Ingenieure, Designer und Entwickler mit einer fundierten und professionellen Ausbildung erfolgreich wirkten. Richard Hebstreit wird in einem bebilderten Vortrag Designer der DDR und die von ihnen entworfenen Produkte vorstellen.

**Beide Veranstaltungen mit anschließenden Diskussionen - Moderation Eva Geffers**

### Veranstaltungsort

Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, 10787 Berlin, An der Urania 4-10, Ecke Kurfürstenstraße

**Verkehrsverbindungen:** U1, 2, 3 Wittenbergplatz/Nollendorfplatz, Bus 100, M29, 187

Haltestelle Schillstraße, Bus 106, M19, M46 - Haltestelle An der Urania



### **Wichtiger Aufruf**

Wir bitten alle, die noch Fotos oder DVDs von unserem Jubiläum bestellen möchten, sich umgehend im Büro zu melden. Dort liegt die Liste mit den ca. 700 Fotos und die DVD aus.

### ***Impressum***

**Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!**  
V.i.S.d.P.: Eva Geffers; Redaktion: Eva Geffers, Lektorat und Layout: Dr. Klaus Riemer

**ZeitZeugenBörse e.V. Ackerstr. 13, 10115 Berlin, ☎ 030 – 44046378, ☒ 030 – 44046379**

Mail: [info@zeitzeugenboerse.de](mailto:info@zeitzeugenboerse.de) - [www.zeitzeugenboerse.de](http://www.zeitzeugenboerse.de)

*Bürozeiten:* Montag, Mittwoch, Freitag 10 -13 Uhr

**Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe.**

**Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten.**

**Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.**

**Wer den *ZeitZeugenBrief* statt per Post per E-Mail erhalten will,  
schickt uns bitte eine E-Mail!**

**Typowerkstatt Bodoni-Museum, Krausnickstraße 6, 10115 Berlin**  
☎ 030-2825137/28387569, ☒ 030-28387568 Mail: [info@bodoni.org](mailto:info@bodoni.org)

**Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft**  
**BIC: BFSWDE33BER-IBAN:DE83100205000003340701**